

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Der Oldenburgische Volksfreund

Oldenburg

No. 76, 22. September 1849

urn:nbn:de:gbv:45:1-4866

Der

Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlagshandlung angenommen.

Die Bedeutung der jetzigen Wahlen.

Die Auflösung des Landtags hat das Land in die Nothwendigkeit versetzt, wieder von Neuem wählen zu müssen. Was haben wir seit dem März 1848 gewählt! Wir haben für Frankfurt gewählt, für die Versammlung der Vierunddreißig, für den constituirenden Landtag, für die constituirende Synode, für den ersten ordentlichen Landtag und nun wieder zur Fortsetzung des ersten aufgelösten! Wie halten das viele Wahlen für ein Unglück. Das Volk wird müde und matt, statt daß der politische Sinn größer und der Blick freier wird, streifen sich die politischen Parteilungen nur immer tiefer ein, die Neigung und Abneigung für oder gegen gewisse Personen wächst; das Leben in der Gesellschaft und selbst in der Familie wird zerrissen und gespalten — die Politik oder Kannegießerei wird überall und unerträglich wiedergekaut; sehr Viele wenden sich mit Ekel von dem ganzen Getriebe weg und lassen die Sache laufen, wohin sie will. Was hilft aber das Klagen? Es ist nun einmal so; und die Bürgerpflicht verlangt, daß man sich betheiligen muß, wenn man auch keine sonderliche Lust hat.

So gilt es denn auch jetzt wieder den Stimmzettel zu holen, mit Namen auszufüllen und abzugeben. Diesmal haben aber die Wahlen eine größere Bedeutung als die früheren. Um es gleich heraus zu sagen: es handelt sich um das Bleiben oder um den Rücktritt des gegenwärtigen Ministeriums. Denn das ist die wahre Sachlage. Die Demokraten aber, wie man hört, verschieben das ganze Verhältniß. Sie sollen aus dem Wahlkampf einen Kampf zwischen Fürst und Volk machen und Den als einen guten Wahlmann bezeichnen, der für das Volk

und gegen den Fürsten ist. So sagt wenigstens das Gerücht. Das hieße also die Republik als Fahne aufhängen. Wir wissen nicht, ob das Gerücht wahr ist oder nicht; aber das ist sicher, daß es ganz verkehrt ist, bei dieser Wahl den Fürsten mit in's Spiel zu bringen. Wir leben jetzt in einem constitutionellen Staate; nicht den Fürsten als solchen, sondern das Ministerium trifft die Schuld oder ihm gebührt das Verdienst. Es muß daher bei dieser Wahl die Parole heißen: „Für oder gegen das Ministerium,“ nicht aber: „Für das Volk und gegen den Fürsten.“ Die Demokraten scheuen sich vielleicht, offen gegen das Ministerium aufzutreten, weil sie ihm immer, wenn auch nicht gerade Wehrauch gestreut, doch Vertrauen, mit dem Munde wenigstens, geschenkt haben, mehr als die entgegengesetzte Partei.

Aber es muß wiederholt gesagt werden, daß es sich in der That um das Ministerium handelt, nicht um Republik oder Monarchie. Kommt ein neuer Landtag zusammen, der dem Ministerium feindlich ist, der die Bestätigung der Ratification verweigert, so ist die sichere Folge, daß das Ministerium, das gegenwärtig am Ruder steht, abtreten wird. Und was dann? Was für ein neues werden wir bekommen? Die Demokraten machen sich vielleicht Hoffnung, daß aus ihrer Mitte das neue hervorgehen werde, und Wibel, Mölling, Lindemann am Ministertische sitzen werden. Es ist dies vielleicht möglich; aber nach unserer Meinung würden wir dann einer Zeit entgegengehen, die man nicht mit dem Namen einer glücklichen belegen würde. Wir glauben aber, daß eine andere Wahrscheinlichkeit viel mehr für sich haben wird. Wir sehen nämlich fast allenthalben, daß die Ministerien, die in Folge der Märzbeziehung an die Spitze gekommen und später gestürzt sind, nicht durch demokratische, sondern

durch solche ersetzt wurden, die theils reaktionär sind, theils weit nach rechts liegen. Die Wahrscheinlichkeit spricht nun dafür, daß dies auch bei uns der Fall sein wird. Wir werden statt des jetzigen liberalen Ministeriums, das ebenfalls seinen Ursprung den Märzbewegungen verdankt, eins erhalten, das eine vormärzliche oder nachmärzliche Farbe tragen, das sicherlich aber nicht dem jetzigen an Freisinnigkeit gleichkommen wird. Wollen wir dieses Ereigniß, das wir beklagen würden, herbeiführen, so muß man Leute wählen, die demokratisch, republikanisch oder revolutionär gesinnt sind; wollen wir es vermeiden, und das wünschen wir, so muß man Leute wählen, welche die Bürgerschaft geben, daß sie fest und entschieden den Fortschritt anstreben, aber eben so fest und entschieden auf dem Boden des Sicherem, Möglichen und Erreichbaren bleiben. Von solchen Wahlmännern darf man erwarten, daß sie Solche zu Deputirten wählen werden, welche die Politik des jetzigen Ministeriums zu der ihrigen machen werden.

Zur deutschen Frage.

Es ist jetzt das Mögliche geschehen, um die Reden der Landtagsmitglieder gegen den Anschluß an das Dreikönigsbündniß zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Wer die stenographischen Protokolle nicht gelesen hat, dem werden vielleicht doch die Beilagen der letzteren Nummern des Beobachters in die Hände gefallen sein, und in diesen sind die großartigen Reden Wibel's, Mölling's und Anderer von Anfang bis zu Ende zu lesen. Wir wollen uns nicht auf eine Kritik derselben einlassen, sondern nur auf den gewiß sehr bemerkenswerthen Umstand aufmerksam machen, daß weder Wibel noch Mölling, die in dem Dreikönigsbündniß einen wahren Sündenpfuhl der Hölle erblicken, uns sagen, was wir denn thun, was wir machen sollen, wenn wir, was sie so sehnlich wünschen, unsererseits den Anschluß ablehnen. — Haben wir denn ein besonderes Gewicht in die Waagschale zu werfen? Müssen wir nicht vielmehr in Unthätigkeit verharen, die Dinge gehen lassen, wie sie wollen und uns zuletzt doch gebieterisch das Eine oder das Andere vorschreiben lassen, wenn wir nämlich ablehnen? Durch unsere Beitrittserklärung können wir uns wenigstens unser bescheidenes Theil Mitwirkung und Mitberathung an der zu schaffenden Neugestaltung Deutschlands sichern, Schaden aber können wir uns dadurch nie; denn dem Nachtheil, der durch den Beitritt möglicherweise für uns entspringen möchte, können wir weder so

wie so entgehen. — Kommt das „Ding,“ wie Hr. Wibel das Dreikönigsbündniß nennt, nicht zu Stande, so fällt damit auch unsere Beitrittserklärung zu Boden, und wir müssen dann wieder in eine andere Bahn einzulenken suchen. Vielleicht giebt es Demokraten unter uns, die es für unehrenhaft halten, wenn wir uns erst für die Reichsverfassung, dann für das Berliner Bündniß und endlich wieder für einen andern Bund erklären. Diese Meinung macht zwar ihrem Herzen Ehre, aber sicherlich nicht ihrem Kopfe. Die Sache liegt nun einmal so: Oldenburg, als ein kleiner Staat mit ein paar mal hunderttausend Seelen, kann keine selbstständige Politik verfolgen; er muß mit einem größeren Staate Hand in Hand gehen, und dieser größere Staat bleibt für Oldenburg und für alle andern norddeutschen Staaten nun und in alle Ewigkeit Preußen! Wir können die preussische Politik mißbilligen, wir können gegen die Brandenburgs und Manteuffel ein leider nur zu sehr begründetes Mißtrauen hegen, aber unsere Regierung wird sich den Vorschlägen und Forderungen der preussischen Regierung hinsichtlich der deutschen Frage nie mit einem kurzen, die Sache von der Hand weisenden Nein entziehen können, wenn sie sich nämlich nicht der Gefahr aussetzen will, sich später das anbefehlen zu lassen, was sie jetzt noch freiwillig thun kann, wobei sie sich, wie schon einmal bemerkt, ihre eigene Mitwirkung und Mitberathung sichert. Denn kommt „das Ding“ zu Stande, so wird wohl selbst der erbitterteste Gegner des Dreikönigsbündnisses nicht mehr „Nein“ zu sagen wagen, und wir könnten von Glück sprechen, wenn eine etwaige Ablehnung keinerlei nachtheilige Folgen für Oldenburg hätte. — Die höchst untergeordnete Bedeutung Oldenburgs erkennen übrigens auch die Gegner des Anschlusses an: Hr. v. Lindern sagt sogar, wenn Preußen nur drohen würde, so würde er sagen, die Nothwendigkeit des Anschlusses sei da, indessen hofft er, daß Preußen uns nicht in die Klasse der Sträflinge versetzen werde. Hr. Lindemann's tapferes Herz hingegen kennt keine Furcht, selbst die Furcht vor Oldenburgs Untergang kann ihn nicht zu Kniefall und Anbetung zwingen. (Sehr schön gesagt, man ruft unwillkürlich: „Bravo!“) Wir aber meinen, Hr. v. Lindern's Hoffnung beruhe auf Nichts; Hr. Lindemann's Muth sei eine Tollkühnheit, die um das Wohl und Wehe des Landes leichtsinnig ein Spiel wage, und wir können in einer für uns möglicherweise sehr folgenschweren Angelegenheit weder der persönlichen Hoffnung des Einen, noch der bramarbasirenden Tapferkeit des Andern unsern Beifall schenken. —

Die Reden der genannten Herren haben übrigens für die Masse etwas Bestechendes. Sie sprechen immer vom hohen Olymp herab, sie sind stolz, entschieden und muthig,

sie schwingen das diamantene Schwert des Worts in glänzender Weise, pariren rechts und links und oft mit großer Geschicklichkeit. Wie mancher Urwähler freut sich vielleicht königlich — oder um ein von Herrn Lindemann erfundenes Wort zu gebrauchen — volklich, daß sein Vertreter so schön und kräftig redet und daß er den arroganten Preußen den Stuhl vor die Thür setzt; aber er denkt nicht daran, daß alles Das nur der Widerstand der Mücke gegen den Elephanten ist, daß er wohl Schaden, aber niemals, niemals, niemals nützen kann und daß keiner der gewaltigen Redner es der Mühe werth hält, uns zu sagen, was wir thun sollen, nachdem wir das Bündniß mit Preußen so schön von der Hand gewiesen.

Nach unserer innersten Ueberzeugung hat das Ministerium recht gehandelt, indem es sich dem von Preußen gebotenen Bündniß anschloß; es konnte nicht anders handeln, wenn auch die Besürchtungen der Gegner, die wir indeß nicht in gleichem Umfange theilen, gegründet wären. Was hilft es, dem Volke Illusionen zu machen? Was hilft es, ihm zu schmeicheln mit hochtrabenden Redensarten, wie Mölling es thut, wenn er sagt: Vielleicht retten wir das Vaterland durch unser Nein. Wir das Vaterland retten? Blödsinnige Phantasterei! Was hilft es? fragen wir. Wir sollten vielmehr sagen: es schadet unendlich. Denn durch solche, der großen Masse kaum verständliche Erörterungen über diese Angelegenheit, in welcher Döbenburg doch immer nur mit dem Strome schwimmen muß, der von Preußen ausgeht, in welcher es als widerstrebender Staat auch gar nichts bedeutet, als ein sich freiwillig anschließender, indessen doch, wenn auch nur in unbedeutender Weise, wirksam werden kann, könnte möglicherweise ein Mißtrauen des Volks gegen das Ministerium erweckt werden, welches dieses wahrlich nicht verdient.

Wir hoffen zuversichtlich, daß die bevorstehenden Wahlen so ausfallen werden, daß der demnächst zusammentretende Landtag die Handlungsweise der Regierung billigt und uns ein so freisinniges Ministerium, wie das jetzige, dem alle Parteien bereits ihr Vertrauen ausgedrückt haben, erhalten bleibe.

... b

Der Beobachter

wird immer größer und größer, ja es wird ihm bald gelingen, sich selbst zu übertreffen. Und das will wahrlich viel sagen, denn — der Beobachter ist groß, sehr groß. Versteht sich in seiner Art.

Nehmen wir z. B. nur die № 74, vom 14. Septbr., zur Hand. Welcher scharfe politische Verstand, welcher

Witz, und zugleich welche Feinheit leuchtet uns entgegen! Zuerst ein Artikel „über die deutsche Frage,“ in welchem die Erklärung der Minderheit des Landtags, über die Gründe ihrer Abstimmung am 1. September, von dem jetzt sehr beliebten Standpunkte des „souverainen Unverstandes“ beleuchtet und mit erklärenden Worten für das Publikum des — Beobachters versehen wird. Mit apodictischem „wir wissen aber,“ „wir aber haben gelesen,“ „wir aber haben gehört,“ — untermischt mit den bekannten „Ausreißern“ — wird die schwierige Frage ohne alle Schwierigkeit gelöst. Sodann folgt ein unverständlicher Artikel des „Hans Fiddel“ in Jever, der wahrscheinlich, bestimmt läßt sich dieses nicht sehen, wichtig sein soll. Ferner die durchaus gleichgültige Erzählung „eines Abbehaufers“ von einer vergeblichen Aufforderung zu einer Adresse an den Landtag, welcher Artikel nur in sofern etwas Besonderes hat, daß er im letzten Absätze noch wieder etwas als geschehen anführt, was in früheren Nummern des Beobachters schon als eine Unwahrheit bezeichnet war. Endlich kommt aber, nach Vorausgeschickung eines kleinen Löninger Vorläufers, der — Beobachter selbst. Ha! Das Beste zuletzt — Ende gut, Alles gut! Wie keck, wie genial schon die Ueberschrift! „Was hat er gesagt?“ Ganz alttestamentarisch, wahrhaft antik. Und nun der Inhalt. Welche pikante Würze, welcher feine Witz! Zur Einleitung ein herrliches Bild von einer sehr alten oder sehr jungen Maus. Dann das Hauptstück: „Wir wissen nicht, ob der Redakteur der Jeverl. Nachrichten, Karl Strackerjan, diese Maus ist, aber so viel wissen wir, daß es jedenfalls ein Jan ist, nämlich ein Dummerjan, der hier nagt.“ Folgt ferner die hierzu erforderliche Sauce und Zuspeise, bestehend in „handgreiflichen Lügen,“ „Dummheiten“ und Verdächtigungen eines Ehrenmannes (v. Thünen), der schon für das Volk kämpfte, als an den Beobachter noch gar nicht gedacht wurde. „Strackerjan — Jan — Dummerjan!“ Das ist noch gar nicht da gewesen! Allah ist groß, aber der — Beobachter ist größer!

Und so sind sie alle, die Nummern des großen Beobachters. Man sehe nur die gleich folgende № 75. Sie beginnt mit „einem (die Ansprache der Staatsregierung vom 10. September behandelnden) merkwürdigen Aktenstücke“ zu der Entwicklungsgeschichte der guten deutschen Presse seit dem Jahre 1848, einem „bewundernswerthen Aktenstücke zu der Kunst, Thatsachen auszubenten“ und Worte zu verdrehen. Doch — es ist zu viel, um Alles würdig rühmen zu können. Nicht zu glauben, ohne zu sehen! Und trotz alledem und alledem, ungeachtet aller dieser Vorzüge des Beobachters, will doch (o seltene Bescheidenheit in jetziger Zeit) der Verleger

mit demselben nichts zu thun haben. Am Schlusse der so glänzend eingeleiteten № 75 wiederholt er nochmals die schon sehr oft gegebene Erklärung, dieses Mal aber „auf das Bestimmteste: daß ihm das Redaktionsgeschäft des Beobachters fern liege, er damit in keinerlei Berührung komme, und daß nur der Redaktion allein die Verantwortlichkeit des Beobachters zufalle.“ Uns fiel dabei unwillkürlich die Klage auf Anerkennung der Vaterschaft aus wider Ehe ein und die dabei stereotype Antwort des Beklagten: Ich bin der Vater nicht! —

9.

Zur Beruhigung des Hrn. G. H. Büsing, Pastors zu Delmenhorst.

Da eine unumwundene Antwort auf unsere sehr einfachen Fragen, welche der in der Ueberschrift genannte Herr durch seine s. g. Abwehr in № 61 d. Bl. provocirte, denselben nach seiner Erklärung in № 74 wirklich sehr incommodirt, wollen wir darauf hiemit nicht allein verzichten, sondern auch die Versicherung ertheilen, niemals wieder seine Musse zu stören.

Uns war es leid, eine so heilige Sache so zur Kurzweil behandelt zu sehen. Wollen Sie dieses bedenken, Hr. G. H. B.! dürften die Fragen, wenn auch lästig, doch nicht ohne einige Belehrung für Sie gewesen sein. — Schlafen Sie wohl!

x.

Die Wahlen zum Landtage

beschäftigen in diesem Augenblick die Bewohner der Stadt so lebhaft, wie sonst noch nie. Die Agitation ist in vollem Gange. In den vorberathenden Versammlungen der verschiedenen Parteien hat man sich zunächst über die vorzuschlagenden Wahlmänner geeinigt, und die Namenslisten derselben sind seit zwei Tagen in Jedermanns Händen. Daneben circuliren aber auch noch zwei andere Mächte, von Spasmachern angefertigte Listen, die viel Heiterkeit erregt haben. — Es stehen sich diesmal die Parteien fester und geschlossener einander gegenüber wie früher, und man erwartet demnach, daß, da sich die Stimmen nicht so wie sonst zersplittern werden, nicht etwa Candidaten von beiden Seiten aus der Wahlurne hervorgehen, sondern daß die eine oder die andere Partei einen vollständigen Sieg davon tragen werde. Ein solches Resultat ist auch keineswegs unwahrscheinlich und es wird deshalb um so mehr erwartet und gewünscht werden müssen, daß sich Jeder, der dazu berechtigt ist, an dem Wahlakte theilnimmt und so die Partei seiner Gesinnungsgenossen unterstützt.

Der siegenden Partei fällt die Aufgabe zu, in der nächsten Zeit über die wichtigsten Angelegenheiten unsers Landes zu berathen und zu entscheiden. Darum frage sich Jeder, ehe er seine Stimme abgibt, welcher Partei er das meiste Vertrauen schenken kann — aber vor allen Dingen gebe er seine Stimme ab. Eine Nichtbetheiligung ist in diesem Falle der größte Fehler.

Anfrage und Bitte.

Wie es unangenehm auffällt, wenn Jemand seine Wäsche nicht wechselt, so ist es nicht minder unlieblich, wenn gewisse (ungewaschene) Redensarten ständig dieselben bleiben. In der Art gebraucht die s. g. freie Partei seit langer Zeit unaufhörlich den Ausdruck „Ausreißer“ in Bezug auf die H. H. Müller und v. Büttel. — Sind denn die Demokraten wirklich so beschränkt, so arm auch an Ausdrücken (von Begriffen nicht zu reden), daß sie immer dasselbe wiederkäuen müssen! Wir erwarten, wir verlangen ja keine anständigen Ausdrücke von ihnen, nur nicht immer das ewige Einerlei! — — Oder schwebt etwa ein so ganz besonderer demokratischer Duft um das Wort „Ausreißer“?

Mystificationen durch Wahllisten. — Der Beobachter fährt doch immer am besten. Kaum ist eine wohlfeile, auf Holzwegen fahrende Wahlliste mit dem Wochenblatte angekommen, so fährt der Beobachter sogleich mit der Retourkutsche, und Lakaien hinten darauf, durch die Stadt, selbst bis in die Osterburg hinein.

Die Waserzeitung — macht sich in einem Briefe aus Cassel in einer ihrer letzteren Nummern über den Beschluß unsers Landtags in der deutschen Frage her, wobei sie dem politischen Verstande unserer redifertigten Einundzwanziger eben keine Complimente macht. Daß der Spott verdient ist, werden diese Letzteren wahrscheinlich nicht zugeben, aber für die Wähler dürfte er vielleicht ein Fingerzeig sein.

Kirchennachricht.

Vom 15. bis 21. Septbr. sind in der Oldenb. Gemeinde

1. Copulirt. 93) Johann Kortlange und Thalte Wilfers, Donnerschwee.
2. Getauft. 277) Anna Friederike Henriette Wilhelmine von Rumohr, Heil. Geistthor. 278) Antonie Hermine Elisabeth Wilhelmine Jenke, Haarenthor. 279) Johann Helmerich Schellstedt, Eghorn. 280) Auguste Christine Catharine Marie Bartholomäus, Eversten. 281) Johann Gerhard Dierdich Stöltzing, Eversten. 282) Anton Hinrich Wilhelm Glauerdt, Oldenburg. 283) Johann Hinrich Meyer, Eversten. 284) Auguste Marie Adele Grube, Oldenburg. 285) Johann Hinrich Bruns, Metjendorf. 286) Meta Bernhardine Marie Sieckermann, Oldenburg. 287) und 288) Carl Ferdinand und Johann Louis Abeling, Oldenburg. 289) Max Dierdich Carl Wilhelms, Oldenburg.
3. Beerdigt. 213) Adelheid Dittke Johanne Eiben geb. v. Gruben, Oldenburg, 32 J. 214) Harms, todtgeborne Knabe, Metjendorf. 215) Friederike Brandt, Oldenburg, 66 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, den 23. September:

Vorm. (Anf. 8 Uhr.) Herr Pastor Greverus.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr.) Herr Kirchenrath Clausen.

Der

Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Er scheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlagsbuchhandlung angenommen.

Keine politische Gesinnungstüchtigkeit ohne Sittlichkeit.

Es ist ein verderblicher Irrthum, der auch regelmäßig nur bei sinkenden Völkern erscheint, wenn man in dem Staatsmanne gänzlich den Privatmann übersieht, so daß man sein Privatleben entweder mit gleichgültigen Augen betrachtet oder es doch dem durchgängigen Maßstabe der Sittlichkeit entzieht. Es ist ein verderblicher Irrthum, zu meinen, es könne Jemand ein tüchtiger Politiker, ein würdiger Volksvertreter sein, wenn er auch im gewöhnlichen Leben als ein leidenschaftlicher, gewissenloser Mensch dastehe! Man kann einmal den Menschen nicht so willkürlich auseinanderreißen: in dem öffentlichen Charakter spiegelt sich immer wieder der Privatcharakter ab; und das Wissen, wenn es nicht vom Gewissen getragen wird, hat keinen höhern Werth als die Faust, es ist nur eine gefährlichere, verderblichere Waffe. In den gewöhnlichen Verhältnissen des täglichen Lebens erkennt man sehr wohl die Bedeutung der Sittlichkeit an: da legt man ein großes Gewicht darauf, ob der Arzt, der Richter, der Lehrer, der Handwerker, der Diensthote, dem man sein Vertrauen schenkt, ein ehelicher, gewissenhafter Mann sei! Und auf der Bühne des öffentlich politischen Lebens, da sollte man von der Sittlichkeit der Personen abstrahiren können! — Als wenn die politische Bühne nur eine Schaubühne wäre, auf welcher die Personen eine bestimmte Rolle zu spielen hätten, und es nicht darauf ankomme, ob jene Rolle mit dem wirklichen Charakter der Agirenden übereinstimme, wenn sie nur unserm Geschmack entspreche! Und doch fordern wir nicht Schauspielertalent von unsern Vertretern, nicht die Fähigkeit, sich in unsere Gedankenwelt, in

unsere Ansichten und Wünsche hineinzuversetzen und denselben einen Ausdruck zu verleihen; — sondern Gesinnungstüchtigkeit!

Die Volksvertreter sollen nicht politische Ansichten, sondern das Volk vertreten, in seinem gesammten Wesen, in seinen politischen Ansichten, aber auch in seiner Sittlichkeit, in seiner Vaterlandsliebe, in seiner Treue, in seiner Gewissenhaftigkeit! Das Volk soll mit Stolz und Vertrauen zu seinen Vertretern hinausblicken können, in ihm das Beste und Tüchtigste seines eigenen Wesens wiederfinden! Kann es dies aber, wenn bei den Wahlen nur die intellektuelle Befähigung des Menschen in Betracht gezogen wird, die sittliche Würde dagegen „als nicht hieher gehörig“ unberücksichtigt bleibt? Wie ein Volk durch würdige Vertreter geehrt wird, so spiegelt sich auch seine eigene Scham- und Sittlosigkeit in der seiner Repräsentanten wieder ab. — Schon um seiner Ehre willen muß daher das Volk nicht nur klug, sondern auch gewissenhaft bei seiner Wahl verfahren, damit es nicht nachher sich genöthigt sehe, in seinen Vertretern sich selbst zu verachten! —

Und ferner fordert es etwa die politische Klugheit, mit der Ehre es nicht so genau zu nehmen, und Männer zu wählen, deren sittlichen Werth man freilich nicht achten kann, die aber durch ihr Talent, durch ihre Rednergabe uns die Hoffnung geben, daß sie unsere Ansichten zur Geltung bringen werden? — Wer bürgt uns dafür, daß sie uns treu bleiben; daß sie nicht umschlagen, so wie der Wind von einer andern Seite zu wehen anfängt? Wo haben wir eine Garantie, daß sie es wirklich ehrlich mit uns meinen, daß sie uns nicht bloß als Mittel zu ihren Zwecken benutzen? — Ihr Talent, ihre Einsicht, ihre augenblickliche Begeisterung dürfen uns